



Band 9. Zwei deutsche Staaten, 1961-1989

Joschka Fischer wird erster grüner Umweltminister (4. November 1985)

Im Herbst 1985 publizierte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* einen Titelbericht über Joschka Fischer als ersten Umweltminister der Grünen in Hessen und löste damit eine heftige Kontroverse über dessen Vergangenheit als Straßenkämpfer und sein für einen Minister unkonventionelles Auftreten in Jeans und Turnschuhen aus.

---



### Hessen-Koalition: „Wie Willy Wollte“

Er kommt auf leisen Sohlen, in Turnschuhen aus dem Supermarkt.<sup>1</sup> Die Blue jeans sind abgewetzt, das Sweatshirt, rot, ist verwaschen, die Lederjacke schmutzig. Der Mann sieht aus wie eine Mischung aus Roadie und Rowdy. Dagobert, sein Hund, umschwänzelt ihn.

Das bleiche, etwas aufgedunsene Gesicht trägt graue Schatten unter rotgeäderten, wachen Augen. Die dunklen, wuscheligen Haare sind ungekämmt, nur einmal in der Woche rasiert er sich, montags.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Mit Nuckelflasche in der Brusttasche.

<sup>2</sup> Das Titelphoto wurde am Montag letzter Woche aufgenommen.

Er ist ein fanatischer Dauerdiskutierer, ein Agitator, spricht mit heller, durchdringender Stimme und leichtem Frankfurter Akzent – seine Reden sind gespickt mit meist herausfordernden Gedanken. Wenn er Gegner schmäht und beleidigt, dann mit Wollust.

Da ist nichts an Joseph („Joschka“) Fischer, 37, was nicht dem Bild des braven Bürgers vom Ausgeflippten, vom Revoluzzer entspräche. Und wenn demnächst vor der hessischen Staatskanzlei der Dienstwagen des Umweltministers vorfährt, dann könnte es schon zu Verwechslungen kommen: Der distinguierte Herr im grauen Anzug und mit Krawatte – das ist der Chauffeur. Der Kerl im Fond, der aussieht wie die Typen, die dem Ruhrpott-Schläger Schimanski Spitzeldienste leisten – das ist der Minister.

Es ist für manche kaum zu fassen: Ein Sponti der Frankfurter Hausbesetzerszene, ein Realo-Grüner mit kernigem Proletengehabe, ein ehemaliger Vorbestrafter und Drogenkonsument, ein Mann im Schlabberlook nimmt Platz am Kabinetttisch – als Minister für „Umwelt und Energie“.

Seit die hessischen Grünen dem Regierungsbündnis mit Holger Börner (SPD) zustimmten und damit die erste ökosoziale Koalition in einem Bundesland besiegelten, hat sich das politische Klima in Deutschland verändert. Unternehmer, konservative Politiker und Leitartikler formieren sich, als gelte es, einen Staatsstreich abzuwehren.

Industriemanager qualifizieren den designierten Minister als Industrie-Schreck ab. Sie drohen mit Investitionsstopp in Hessen und kündigen die Flucht von Unternehmern in benachbarte Bundesländer an. Mit Joschka Fischer, begründet Hans Joachim Langmann, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie und Chef des Darmstädter Chemiekonzerns Merck, die Angst des Kapitals vor dem Grünen, komme „jemand an die Schalthebel der politischen Macht, der sich bisher in allen seinen Äußerungen wirtschafts- und industrie-feindlich gezeigt“ habe.

Bundeskanzler Helmut Kohl wollte nicht einmal den Namen des Minister-Kandidaten in den Mund nehmen. Er sei „sehr gespannt“, höhnte der Regierungschef, „wie sich dieses Bundestagsgenie, wie heißt er doch gleich“, als Minister machen werde. Das hessische Modell, auf Bonn übertragen, prophezeite CDU-Generalsekretär Heiner Geißler, werde zum „Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft“ führen.

„Hessen“, schrieb die „Frankfurter Allgemeine“, sei „nicht nur in Gefahr, die Gegenwart zu verspielen, sondern vor allem auch die Zukunft“. „Bild“ jammerte: „Wir haben Angst um Hessen.“

Skepsis selbst bei Roten und Grünen: NRW-Ministerpräsident und Kanzlerkandidat Johannes Rau, ein erklärter Gegner der Alternativen, beschwerte sich, Börner habe ihm das Wahlkampfkonzept vermässelt. SPD-Gewerkschafter Hermann Rappe warnte, der neue Bündnispartner sei „auf Dauer für die Arbeitnehmer schädlich“.

Grünen-Vorsitzender Rainer Trampert, ein Fundamentalist, sagte den „Bruch“ seiner Partei „mit Teilen der sozialen Bewegung“ voraus. An der Frankfurter Uni bewarfen Autonome die koalitionswilligen Alt-Linken Daniel Cohn-Bendit und Joschka Fischer mit Eiern und stellten sie in eine Reihe mit dem hessischen Innenminister Horst Winterstein, dem sie die Schuld am Tod des Demonstranten Günter Sare geben: „Fischer, Bendit, Winterstein – eins ist wie das andere Schwein.“

Fischers politisches Geschick bestimmt fortan auch den Weg der Grünen. Weist der erste alternative Minister der Republik nach, daß grüne Umweltpolitik im Regierungsalltag umsetzbar ist, kann seine Partei mit neuem Zulauf rechnen. Geht Fischer unter, könnte sich der Niedergang der Alternativen, die zuletzt im Saarland (2,5 Prozent) und in Nordrhein-Westfalen (4,6 Prozent) gescheitert waren, noch beschleunigen.

Ein Straßenkämpfer, der sich zum Realpolitiker gewandelt hat, der erst Bundestagsabgeordneter und dann Minister wird, das ist nach jahrelanger Ämterverweigerung auch ein Indiz für den Reifungsprozeß der jüngsten westdeutschen Partei. Sechs Jahre nach ihrer Gründung hat sich die „Antipartei-Partei“ (Petra Kelly) dazu durchgerungen, aus der rechnerischen „Mehrheit diesseits der Union“ (Willy Brandt) auch eine politische zu machen.

Der Nutznießer ist Holger Börner („Diese Geschichte bringt mir 50 000 Jungwähler“), den der SPD-Vorsitzende am vergangenen Montag im Parteipräsidium mit demonstrativer Herzlichkeit begrüßte. „Ich bin der einzige“, deutete der Hesse den freundlichen Empfang, „der es so gemacht hat, wie Willy wollte.“ Wie Brandt visiert auch Börner das Nahziel an, im Frühjahr mit einem SPD-Ministerpräsidenten in Niedersachsen die Bundesratsmehrheit der Union zu knacken, um Kohl das Regieren schwerer zu machen.

Zwar will der niedersächsische Spitzenkandidat Gerhard Schröder das Hessen-Modell noch nicht übernehmen. Aber andere führende Sozialdemokraten unterstützen Börners Kurs. SPD-Präside Erhard Eppler verteidigt das rot-grüne Bündnis mit dem Hinweis auf den saarländischen SPD-Umweltminister Josef Leinen, der wie Fischer Ökonomie und Ökologie auf einen Nenner bringen will: „Warum ist eigentlich ein Joschka Fischer in Hessen etwas anderes als ein Jo Leinen im Saarland?“

Der Unterschied liegt in der Biographie. Im Handbuch des Bundestages, in dem die Abgeordneten gern ausführlich darlegen, wie viele Ämter sie haben und was sie alles können, kam Fischer, bis März 1985 Grünen-MdB, mit zwei Zeilen aus: „Geboren am 12. April 1948. Mitglied des Bundestages seit 1983.“

Das liest sich, als sei in den Jahren dazwischen nicht viel gewesen und als wolle sich da einer von seinem Leben distanzieren. Fischer aber bekennt sich zu seiner Biographie: „Von dem, was in meiner Akte beim Verfassungsschutz liegt, mal abgesehen, habe ich nichts zu verbergen. Ich stehe zu meiner Geschichte.“ Joschka, aufgewachsen im streng katholischen Fellbach am Stadtrand von Stuttgart, stammt „aus einem Metzgergeschlecht“. Vater und Großvater waren Fleischhauer, „hauptberuflich“, und beide natürlich „Katholiken“. Zum braven Ministranten im rot-weißen Hemdchen taugte Joschka allerdings nicht, er wurde Radrennfahrer.

In der zehnten Klasse hatte er vom Gymnasium genug und begann „mit viel Spaß“ eine Photographenlehre. Der Spaß währte ein Jahr. Angetörnt von Bob Dylan und den Beatles, frönte er „dem neuen Lebensgefühl“ der sechziger Jahre und entfloh mit sechzehn dem „engen Zuhause, dem Dorf und der Lehre“.

In Hamburg schnappte ihn die Polizei und karre ihn ins Schwäbische zurück. Beim zweiten Versuch seiner „Europa Tournee“ (Fischer) kam er bis Kuwait – ein Aussteiger der frühen Jahre.

Wieder daheim, jobbte Run-away-Joschka kurzzeitig als Hilfssachbearbeiter beim Arbeitsamt, Abteilung Kindergeldkasse. Auch ein zweiter Anlauf als Photo-Lehrling scheiterte.

Das war zu der Zeit, als Ludwig Erhard noch Kanzler war und Intellektuelle, die ihn verhöhnten, als „Pinscher“ beschimpfte. Joschka las Jack Kerouac, den Literaten der „beat generation“, und verliebte sich „unsterblich“ in Edeltraud, eine 17jährige Schwäbin. Die beiden heirateten 1968, noch nicht volljährig, im schottischen Gretna Green.

Fasziniert von den Studentenprotesten gegen den Vietnamkrieg und voller Wut über den Tod des Demonstranten Benno Ohnesorg und den Mordanschlag auf Rudi Dutschke (Fischer: „Die Schüsse in Berlin haben mich aufgeweckt“), zogen die Jungvermählten nach Frankfurt. Dort, in einer der Metropolen des studentischen Aufruhrs, wollte der Gymnasiast ohne Abschluß und ohne Ausbildung das Abitur nachmachen, um an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Kant, Marx und Hegel studieren zu können.

[ . . . ]

Rasch geriet der schwäbische Außenseiter ins Zentrum der linksliberalen Szene am Main. Mentor des Metzgerspröblings wurde der SDS-Führer Hans-Jürgen Krahl, und die revolutionäre Perspektive vermittelten Genossen wie der De-Gaulle-Herausforderer Daniel Cohn-Bendit, der Sexualforscher Reimut Reiche, die SDS-Anführer Frank und K. D. Wolff, Mathias Beltz (heute „Vorläufiges Frankfurter Fronttheater“) und Bankiersohn Tom Koenigs, jetzt Stadtverordneter in Frankfurt und demnächst Fischers Haushaltsexperte im Umweltministerium.

Mit anderen Aktivisten gründeten diese Spontis eine militante Gruppe, den „Revolutionären Kampf“ (RK). Fischer, dessen rhetorisches Talent bei den Studierten aufgefallen und gefragt war, wurde einer ihrer Wortführer. „Joschka“, erinnert sich der ehemalige SDS-Führer und RK-Fighter Frank Wolff, „traf den Ton am besten“, außerdem „umgab ihn eine gewisse proletarische Aura“.

Der schwäbische Rebell mischte in der „schlimmen Zeit der offenen Revolten“, von 1968 bis 1975, immer in vorderster Front mit. „Da gingen sämtliche Etappen ab bis zur harten Randale“, und Joschka war „der Kriegshauptling“ der Frankfurter Straßenschlachten, flink mit der Zunge und flott auf den Beinen.

[ . . . ]

Den menschenvernichtenden Terror der Baader/Meinhof-Gruppe identifizierte Fischer allerdings sehr früh als „Irrweg“ (Koenigs). Die gesellschaftliche Veränderung herbeizubomben war seine Sache nicht. Der Straßenkämpfer über den Rote-Armee-Fraktions-Führer Andreas Baader: „Ich fand ihn zum Kotzen.“

Bei seiner ersten großen Rede nach dem Tod von Ulrike Meinhof rief er auf dem Frankfurter Römerberg im Juni 1976 zum „Bruch mit dem bewaffneten Kampf“ auf – kurz nachdem zwei RAF-Bomben im Frankfurter US-Hauptquartier explodiert waren. Fischer damals: „Wir können der Stadtguerilla nicht folgen. RAF-Aktionen bedeuten den Verzicht auf Leben, den Kampf bis zum Tod und damit die Selbstvernichtung.“

Der Aufruf des Oberspontis („Genossen, schmeißt die Bomben weg und nehmt wieder die Steine“) markierte so etwas wie den Anfang vom Ende des RAF-Terrors. „Joschka“, sagt Koenigs, „hat die Szene von der RAF getrennt.“

[ . . . ]

Ausgerechnet einer der härtesten Streetfighter war einer der ersten, die sich der neu entstehenden sanften grünen Bewegung anschlossen, „für viele ein Schock“. Dort sah Fischer plötzlich eine „realpolitische Möglichkeit“, aus dem „fortschrittsgläubigen Marxisten und Sponti“ wurde ein Grüner.

Fischer brach mit den Spontis („die waren am Ende“). Nach dem grünen Wahlerfolg bei den hessischen Kommunalwahlen 1981, als im Römer fundamentaloppositionelle Grüne das Sagen hatten, dirigierte Fischer im grünen Kreisverband bald die Fraktion der Realpolitiker: „Wir können nicht lediglich im Parlament predigen, daß es fünf vor zwölf ist, und uns weigern, Verantwortung zu übernehmen.“

Die Fundis, die ihn als „Ober-Macker“ beschimpften, stachelten seinen Ehrgeiz an. Joschka erkämpfte sich vor der Bundestagswahl 1983 Platz drei der Landesliste, und am Morgen nach der Wahl, sagt er, „bin ich als Abgeordneter aufgewacht“. Fischer: „Mein neuer Einstieg in die Wirklichkeit.“

[ . . . ]

Glanzlichter setzte Fischer im Bundestag auch als Redner. Seinen Debattenbeitrag zu Wörners Kießling-Affäre, in der er Kohls geistig-moralische Erneuerung als „pfälzisches Gesamtkunstwerk“ verspottete, „welches in barocker Opulenz so langsam versumpft“, zählt Fischer noch heute zu seinen Sternstunden im Parlament – „Politik als real existierende Satire“.

Als Heiner Geißler den Pazifismus der 30er Jahre als Ursache der Nazi-Greuel von Auschwitz denunzierte, schlug Fischer mit geschliffener Rhetorik zurück. Nach dem Tod des Türken Altun, der, um der Abschiebehaft zu entgehen, in den Tod gesprungen war, machte Fischer sich zum Anwalt des Asylrechts. Heinrich Böll nannte die beiden Debattenbeiträge „die besten Reden, die seit Jahren im Bundestag gehalten wurden“.

„Als Symbol“, so Fischers Marburger Realo-Gefährte Hubert Kleinert, „war er für uns in Bonn ungeheuer wichtig: Einerseits vertrat er, unrasiert und in Jeans, die Lebenshaltung einer großen Gruppe, die bislang in Bonn politisch nicht vertreten war. Andererseits hat er mit seinen Reden das Parlament wiederbelebt, wurde er zur Symbolfigur für linksliberale Intellektuelle.“

Schneller als andere Grüne hat sich Fischer in Bonn den Gepflogenheiten der Politiker angepaßt, entwickelte er sich zum Lieblingskind der Medien. Aber er hat ebenso hartnäckig an dem Image gearbeitet, kein Angepaßter zu sein. Die Unions-Abgeordneten bestätigten es ihm mit Zwischenrufen wie „Nadelstreifenrocker“, „Lümmel“ und „widerlicher Schreihals“.

[ . . . ]

Als „Anwalt der Umwelt“, so Fischer staatsmännisch, werde er sich „nicht mit Anordnungen oder Weisungen durchsetzen, sondern überzeugen“ und dabei „auch mit der Wirtschaft so viel wie möglich im Konsens erreichen“.

Längst haben sich Fischer und seine Mitstreiter auf eine moderate Gangart im neuen Amt verständigt. „Wir werden nicht auf den Putz hauen“, beschwichtigt Grünen-Sprecher Georg Dick. „Alles“, sagt Fischer, „geht nach Recht und Gesetz“ – was SPD-Wirtschaftsminister Ulrich Steger zu dem Vergleich veranlaßte, gegen Fischer erschienen „selbst Jusos revolutionär“.

Doch ein Minister, der sich streng an die Umweltgesetze hält – genau das scheinen die hessischen Industriemanager zu fürchten.

Friedrich Karl Janert, Geschäftsführer des hessischen Chemie-Arbeitgeberverbandes: „Wenn Fischer das Umweltschutzrecht auf Punkt und Komma ausschachtet, wird es eine Qual.“

Quelle: „Hessen-Koalition: ‚Wie Willy wollte‘“, *Der Spiegel*, 4. November 1985, S. 24-31.